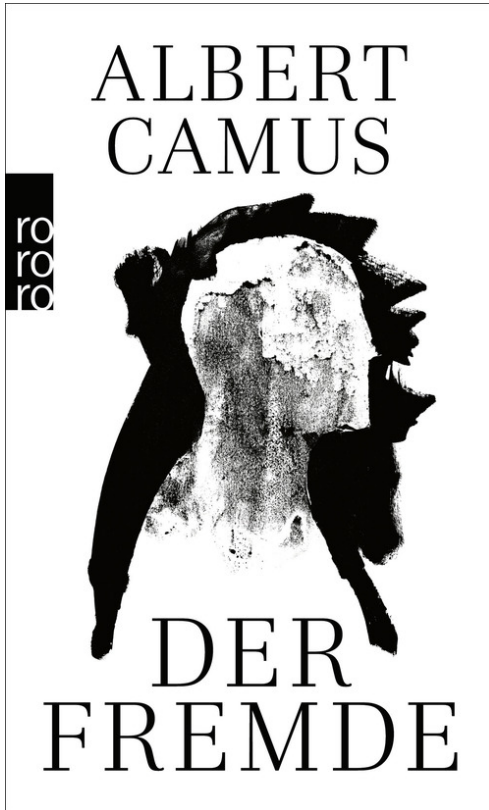


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-22189-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Albert Camus

Der Fremde

Roman

Übersetzt von Uli Aumüller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Neuausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

April 1996

Neuübersetzung Copyright © 1994 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«L'Étranger» Copyright © 1942, 1953, 1962 by Éditions

Gallimard, Paris

Covergestaltung Anzinger & Rasp, München

Coverabbildung iStock

Satz aus der Stempel Garamond

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-22189-7

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Erster Teil

I

6

Heute ist Mama gestorben. Vielleicht auch gestern, ich weiß nicht. Ich habe ein Telegramm vom Heim bekommen: «Mutter verstorben. Beisetzung morgen. Hochachtungsvoll.» Das will nichts heißen. Es war vielleicht gestern.

Das Altersheim ist in Marengo, achtzig Kilometer von Algier entfernt. Ich werde den Bus um zwei nehmen und nachmittags ankommen. Auf die Weise kann ich Totenwache halten und bin morgen Abend wieder zurück. Ich habe meinen Chef um zwei Tage Urlaub gebeten, und bei so einem Entschuldigungsgrund konnte er sie mir nicht abschlagen. Aber er sah nicht erfreut aus. Ich habe sogar gesagt: «Es ist nicht meine Schuld.» Er hat nicht geantwortet. Da habe ich gedacht, dass ich das nicht hätte sagen sollen. Ich brauchte mich ja nicht zu entschuldigen. Vielmehr hätte er mir sein Beileid aussprechen müssen. Aber das wird er wahrscheinlich übermorgen tun, wenn er mich in Trauer sieht. Vorläufig ist es ein bisschen so, als wäre Mama gar nicht tot. Nach der Beerdigung allerdings wird es eine abgeschlossene Sache sein, und alles wird einen offizielleren Anstrich bekommen haben.

Ich habe den Bus um zwei genommen. Es war sehr heiß. Ich habe im Restaurant von Céleste gegessen, wie gewöhnlich. Sie hatten alle viel Mitgefühl mit mir, und Céleste hat gesagt: «Man hat nur eine Mutter.» Als ich gegangen bin, haben sie mich zur Tür begleitet. Ich war etwas abgelenkt, weil ich noch zu Emmanuel hinaufmusste, um mir einen schwarzen Schlips

und eine Trauerbinde von ihm zu borgen. Er hat vor ein paar Monaten seinen Onkel verloren.

Ich bin gelaufen, um den Bus nicht zu verpassen. Diese Hetze, dieses Laufen – wahrscheinlich war es all das, zusammen mit dem Gerüttel, dem Benzingeruch, der Spiegelung der Straße und des Himmels, weswegen ich eingenickt bin. Ich habe fast während der ganzen Fahrt geschlafen. Und als ich aufgewacht bin, war ich gegen einen Soldaten gerutscht, der mich angelächelt hat und gefragt hat, ob ich von weit her käme. Ich habe «ja» gesagt, um nicht weiterreden zu müssen.

Das Heim ist zwei Kilometer vom Dorf entfernt. Ich bin zu Fuß hingegangen. Ich wollte sofort zu Mama. Aber der Pförtner hat gesagt, ich müsste erst den Heimleiter sprechen. Da der beschäftigt war, habe ich ein wenig gewartet. Während dieser ganzen Zeit hat der Pförtner geredet, und dann habe ich den Heimleiter zu Gesicht bekommen: Er hat mich in seinem Büro empfangen. Es war ein kleiner Alter, mit einem Orden der Ehrenlegion. Er hat mich mit seinen hellen Augen angesehen. Dann hat er mir die Hand gedrückt und sie so lange festgehalten, dass ich nicht recht wusste, wie ich sie zurückziehen sollte. Er hat in einer Akte nachgelesen und hat gesagt: «Madame Meursault ist vor drei Jahren hierhergekommen. Sie waren ihr einziger Beistand.» Ich habe geglaubt, er wollte mir etwas vorwerfen, und habe angefangen, es ihm zu erklären. Aber er hat mich unterbrochen: «Sie brauchen sich nicht zu rechtfertigen, mein liebes Kind. Ich habe die Akte Ihrer Mutter gelesen. Sie konnten sie nicht versorgen. Sie brauchte Pflege. Ihre Einkünfte sind bescheiden. Und alles in allem war sie hier glücklicher.» Ich habe gesagt: «Ja, Monsieur le Directeur.» Er hat hinzugefügt: «Wissen Sie, sie hatte Freunde, Leute in ihrem Alter. Sie hatten gemeinsame Interessen, die

aus einer anderen Zeit stammen. Sie sind jung, und mit Ihnen musste sie sich ja langweilen.»

8 Das stimmte. Als Mama noch zu Hause war, verbrachte sie ihre Zeit damit, mir schweigend mit dem Blick zu folgen. In den ersten Tagen im Heim weinte sie oft. Aber das war wegen der Umstellung. Nach ein paar Monaten hätte sie geweint, wenn man sie wieder aus dem Heim herausgeholt hätte. Wieder wegen der Umstellung. Das war ein wenig der Grund, weshalb ich im vergangenen Jahr fast nicht mehr hingefahren bin. Und auch, weil es mich um meinen Sonntag brachte – ganz abgesehen von der Mühe, zum Bus zu gehen, Fahrkarten zu lösen und zwei Stunden zu fahren.

Der Heimleiter hat noch weitergeredet. Aber ich hörte ihm kaum noch zu. Dann hat er gesagt: «Ich nehme an, Sie wollen Ihre Mutter sehen.» Ich bin aufgestanden, ohne etwas zu sagen, und er ist mir zur Tür vorausgegangen. Auf der Treppe hat er mir erklärt: «Wir haben sie in unsere kleine Leichenhalle gebracht. Um die anderen nicht aufzuregen. Jedes Mal, wenn ein Heimbewohner stirbt, sind die anderen zwei oder drei Tage nervös. Und das erschwert die Arbeit.» Wir sind über einen Hof gegangen, auf dem viele alte Leute waren, die in kleinen Gruppen miteinander plauderten. Sie verstummten, als wir vorbeigingen. Und hinter uns setzten die Unterhaltungen wieder ein. Wie das gedämpfte Schnattern von Sittichen. An der Tür eines kleinen Gebäudes hat der Leiter sich verabschiedet. «Ich gehe jetzt, Monsieur Meursault. Ich stehe Ihnen in meinem Büro zur Verfügung. Im Prinzip ist die Beerdigung für zehn Uhr morgens angesetzt. Wir haben gedacht, dass Sie so Totenwache bei der Verstorbenen halten können. Noch eins: Ihre Mutter hat, wie es scheint, ihren Mitbewohnern gegenüber oft den Wunsch geäußert, kirchlich beerdigt zu werden. Ich habe

es übernommen, das Nötige zu veranlassen. Aber ich wollte Sie davon in Kenntnis setzen.» Ich habe ihm gedankt. Mama hatte, ohne dass sie Atheistin war, zu ihren Lebzeiten nie an die Kirche gedacht.

Ich bin hineingegangen. Es war ein sehr heller Raum, weiß gekalkt und mit einem Glasdach. Er war mit Stühlen und x-förmigen Gestellen ausgestattet. Zwei davon, in der Mitte, trugen einen Sarg, auf dem der Deckel lag. Man sah nur glänzende, kaum angezogene Schrauben sich von den nussbraun gebeizten Brettern abheben. Neben dem Sarg saß eine arabische Krankenpflegerin im weißen Kittel und mit einem grellen Tuch um den Kopf.

In dem Moment ist der Pförtner hinter meinem Rücken hereingekommen. Er war wohl gelaufen. Er hat ein bisschen herumgestottert: «Man hat sie zugemacht, aber ich muss den Sarg nur aufschrauben, damit Sie sie sehen können.» Er näherte sich schon dem Sarg, als ich ihn zurückgehalten habe. Er hat gesagt: «Wollen Sie nicht?» Ich habe «nein» geantwortet. Er hat innegehalten, und ich war verlegen, weil ich merkte, dass ich das nicht hätte sagen sollen. Nach einer Weile hat er mich angesehen und hat gefragt: «Warum nicht?», aber ohne Vorwurf, so als wollte er sich informieren. Ich habe gesagt: «Ich weiß nicht.» Da hat er seinen weißen Schnurrbart gewirbelt und hat, ohne mich anzusehen, erklärt: «Ich verstehe.» Er hatte schöne Augen, hellblau, und eine etwas rote Gesichtsfarbe. Er hat mir einen Stuhl gegeben und hat sich selbst etwas hinter mir hingestellt. Die Pflegerin ist aufgestanden und zum Ausgang gegangen. Im gleichen Moment hat der Pförtner zu mir gesagt: «Das ist ein Schanker, was sie da hat.» Weil ich nicht verstand, habe ich die Krankenschwester angeschaut und habe gesehen, dass sie unter den Augen eine Binde trug, die um den

ganzen Kopf ging. In Höhe der Nase war die Binde platt. Man sah nur das Weiß der Binde in ihrem Gesicht.

10 Als sie weg war, hat der Pförtner gesagt: «Ich lasse Sie jetzt allein.» Ich weiß nicht, was für eine Geste ich gemacht habe, aber er ist hinter mir stehen geblieben. Diese Anwesenheit hinter meinem Rücken störte mich. Der Raum war von einem schönen Spätnachmittagslicht erfüllt. Zwei Hornissen brummten gegen das Glasdach. Und ich fühlte, wie mich Müdigkeit überkam. Ich habe, ohne mich umzudrehen, zum Pförtner gesagt: «Sind Sie schon lange hier?» Prompt hat er geantwortet: «Fünf Jahre», als hätte er schon immer auf meine Frage gewartet.

Danach hat er viel geschwätzt. Er hätte schön gestaunt, wenn man ihm gesagt hätte, dass er als Pförtner im Heim von Marengo enden würde. Er wäre vierundsechzig Jahre alt und käme aus Paris. Da habe ich ihn unterbrochen: «Ach, Sie sind nicht von hier?» Dann ist mir eingefallen, dass er von Mama geredet hatte, bevor er mich zum Heimleiter brachte. Er hatte gesagt, sie müsste sehr schnell beerdigt werden, weil es im Flachland heiß wäre, besonders in dieser Gegend. In dem Zusammenhang hatte er mir mitgeteilt, dass er in Paris gelebt hätte und es ihm schwerfiel, es zu vergessen. In Paris bliebe man drei, manchmal vier Tage mit dem Toten zusammen. Hier hätte man nicht die Zeit dazu, man hätte sich noch nicht an den Gedanken gewöhnt, und schon müsste man hinter dem Leichenwagen herlaufen. Da hatte seine Frau zu ihm gesagt: «Sei still, solche Sachen darfst du dem Herrn nicht erzählen.» Der Alte war rot geworden und hatte sich entschuldigt. Ich hatte mich eingemischt und gesagt: «Ach wo. Ach wo.» Ich fand das, was er erzählte, richtig und interessant.

In der kleinen Leichenhalle hat er mir erzählt, dass er als

Mittelloser in das Heim gekommen wäre. Da er sich kräftig fühlte, hätte er sich um diese Stelle als Pförtner beworben. Ich habe ihn darauf hingewiesen, dass er genau genommen ein Heimbewohner wäre. Er hat es verneint. Mir war schon seine Art aufgefallen, «sie», «die anderen» und, seltener, «die Alten» zu sagen, wenn er von den Heimbewohnern sprach, von denen manche nicht älter waren als er. Aber das war natürlich etwas anderes. Er war Pförtner und war ihnen bis zu einem gewissen Grad übergeordnet.

11

In dem Moment ist die Pflegerin eingetreten. Der Abend war jäh hereingebrochen. Sehr schnell war die Dunkelheit über dem Glasdach undurchdringlich geworden. Der Pförtner hat den Schalter gedreht, und ich war vom plötzlichen Aufspritzen des Lichts geblendet. Er hat mich eingeladen, zum Abendessen in den Speisesaal zu gehen. Aber ich hatte keinen Hunger. Er hat daraufhin angeboten, mir eine Tasse Milchkaffee zu bringen. Da ich Milchkaffee sehr gern mag, habe ich angenommen, und er ist nach einer Weile mit einem Tablett zurückgekommen. Ich habe getrunken. Dann habe ich Lust bekommen zu rauchen. Aber ich habe gezögert, weil ich nicht wusste, ob ich es vor Mama tun könnte. Ich habe nachgedacht, das machte gar nichts. Ich habe dem Pförtner eine Zigarette angeboten, und wir haben geraucht.

Irgendwann hat er gesagt: «Übrigens, die Freunde Ihrer Frau Mutter kommen auch gleich zur Totenwache. Das ist so üblich. Ich muss Stühle und schwarzen Kaffee holen.» Ich habe ihn gefragt, ob man eine der Lampen ausmachen könnte. Das Gleißeln des Lichts auf den weißen Wänden ermüdete mich. Er hat gesagt, das ginge nicht. Die Anlage wäre nun einmal so: entweder alles oder nichts. Ich habe ihn nicht mehr besonders beachtet. Er ist hinausgegangen, ist wiedergekommen, hat

Stühle aufgestellt. Auf einen hat er Tassen rings um eine Kaffeekanne gestapelt. Dann hat er sich mir gegenübergesetzt, auf die andere Seite von Mama. Die Pflegerin saß auch hinten, mit dem Rücken zu mir. Ich konnte nicht sehen, was sie machte. Aber der Bewegung ihrer Arme nach konnte ich vermuten, dass sie strickte. Es war mild, der Kaffee hatte mich aufgewärmt, und durch die offene Tür drang ein Duft von Nacht und von Blumen. Ich glaube, ich habe ein bisschen gedöst.

Ein Rascheln hat mich geweckt. Weil ich die Augen geschlossen hatte, ist mir das Weiß des Raums noch greller erschienen. Vor mir war nicht ein Schatten, und jeder Gegenstand, jede Kante, alle Krümmungen zeichneten sich mit einer Klarheit ab, die den Augen wehtat. In diesem Moment sind Mamas Freunde hereingekommen. Es waren insgesamt etwa zehn, und sie huschten lautlos in dieses blendende Licht. Sie haben sich gesetzt, ohne dass ein einziger Stuhl knarrte. Ich sah sie, wie ich nie jemanden gesehen habe, und keine Einzelheit in ihren Gesichtern oder an ihrer Kleidung entging mir. Dabei hörte ich sie nicht und hatte Mühe, an ihre Realität zu glauben. Fast alle Frauen trugen eine Schürze, und das Band, das ihre Taille schnürte, ließ ihren gewölbten Bauch noch mehr hervortreten. Ich hatte noch nie bemerkt, was für einen Bauch alte Frauen haben können. Die Männer waren fast alle sehr dünn und hielten Spazierstöcke in der Hand. Was mir an ihren Gesichtern auffiel, war, dass ich ihre Augen nicht sah, sondern nur einen glanzlosen Schimmer mitten in einem Faltennest. Als sie sich setzten, haben die meisten mich angesehen und verlegen mit dem Kopf genickt, die Lippen ganz von ihrem zahnlosen Mund verschluckt, ohne dass ich erkennen konnte, ob sie mich grüßten oder ob es sich um einen Tic handelte. Ich glaube eher, sie grüßten mich. In dem Moment habe ich bemerkt, dass sie

mir alle gegenübermaßen, um den Pförtner herum, und mit dem Kopf wackelten. Ich habe einen Moment lang den lächerlichen Eindruck gehabt, sie wären da, um über mich zu richten.

Kurz darauf hat eine der Frauen angefangen zu weinen. Sie saß in der zweiten Reihe, von einer ihrer Mitbewohnerinnen verdeckt, und ich konnte sie schlecht sehen. Sie weinte stetig, in kurzen Schluchzern: Mir schien, sie würde nie aufhören. Die anderen sahen aus, als hörten sie sie nicht. Sie saßen zusammengesackt, trübsinnig und schweigend da. Sie sahen den Sarg an oder ihren Stock oder irgendetwas, aber sie sahen nur das an. Die Frau weinte immer noch. Ich war sehr verwundert, weil ich sie nicht kannte. Ich hätte gewünscht, sie nicht mehr zu hören. Ich wagte jedoch nicht, es ihr zu sagen. Der Pförtner hat sich zu ihr hingebeugt, hat mit ihr gesprochen, aber sie hat den Kopf geschüttelt, hat etwas gestammelt und mit derselben Stetigkeit weitergeweint. Der Pförtner ist dann auf meine Seite herübergekommen. Er hat sich neben mich gesetzt. Nach einer ganzen Weile hat er mir, ohne mich anzusehen, erklärt: «Sie war sehr eng mit Ihrer Frau Mutter befreundet. Sie sagt, es wäre ihre einzige Freundin hier gewesen, und jetzt hätte sie niemand mehr.»

Wir sind eine ganze Weile so sitzen geblieben. Die Seufzer und Schluchzer der Frau wurden seltener. Sie schniefte viel. Sie ist endlich still geworden. Ich war nicht mehr müde, aber erschöpft, und das Kreuz tat mir weh. Jetzt war es das Schweigen all dieser Leute, das mich quälte. Nur hin und wieder hörte ich ein eigentümliches Geräusch und konnte nicht herausfinden, was es war. Mit der Zeit habe ich dann erraten, dass einige der alten Leute die Innenseite ihrer Wangen einsogen und dieses sonderbare Schnalzen von sich gaben. Sie waren so sehr in Gedanken versunken, dass sie es nicht merkten. Ich hatte sogar

den Eindruck, dass diese in ihrer Mitte aufgebahrte Tote ihnen nichts bedeutete. Aber ich glaube jetzt, dass das ein falscher Eindruck war.

14 Wir haben alle den vom Pförtner ausgeschenkten Kaffee getrunken. Was dann war, weiß ich nicht mehr. Die Nacht verging. Ich erinnere mich, dass ich irgendwann die Augen aufgemacht habe und gesehen habe, dass die alten Leute in sich zusammengesunken schliefen, bis auf einen, der mich, das Kinn auf dem Rücken seiner den Stock umklammernden Hände, starr ansah, als wartete er nur auf mein Erwachen. Dann habe ich wieder geschlafen. Ich bin aufgewacht, weil mein Kreuz immer mehr schmerzte. Über dem Glasdach wurde es hell. Kurz darauf ist einer der alten Männer aufgewacht und hat viel gehustet. Er spuckte in ein großes kariertes Taschentuch, und jedes Mal war es, als wenn er den Auswurf aus sich herausrisse. Er hat die anderen geweckt, und der Pförtner hat gesagt, sie müssten gehen. Sie sind aufgestanden. Von dieser unbequemen Totenwache hatten sie Aschegesichter. Beim Hinausgehen, und zu meinem großen Erstaunen, haben mir alle die Hand gedrückt – als hätte diese Nacht, in der wir kein Wort gewechselt hatten, unsere Verbundenheit vergrößert.

Ich war erschöpft. Der Pförtner hat mich mit in seine Wohnung genommen, und ich habe mich ein bisschen frischmachen können. Ich habe noch einen Milchkaffee getrunken, der sehr gut war. Als ich hinausgegangen bin, war es heller Tag. Über den Hügeln, die Marengo vom Meer trennen, war der Himmel voller Rottöne. Und der Wind, der darüberstrich, trug einen Salzgeruch hierher. Ein schöner Tag stand bevor. Es war lange her, dass ich auf dem Land gewesen war, und ich fühlte, welchen Spaß es mir gemacht hätte, spazieren zu gehen, wenn da nicht Mama gewesen wäre.

Aber ich habe im Hof unter einer Platane gewartet. Ich atmete den Geruch der kühlen Erde ein und war nicht mehr müde. Ich habe an die Kollegen im Büro gedacht. Um diese Zeit standen sie auf, um zur Arbeit zu gehen: Für mich war das immer der schwierigste Augenblick. Ich habe noch ein wenig über diese Dinge nachgedacht, aber ich bin von einer Glocke abgelenkt worden, die im Innern der Gebäude läutete. Es hat ein Hin und Her hinter den Fenstern gegeben, dann ist alles wieder ruhig geworden. Die Sonne war am Himmel etwas höhergestiegen: Sie begann meine Füße zu wärmen. Der Pförtner ist über den Hof gekommen und hat mir gesagt, der Heimleiter wollte mich sprechen. Ich bin in sein Büro gegangen. Er hat mich eine Reihe Schriftstücke unterschreiben lassen. Ich habe gesehen, dass er schwarz gekleidet war, mit einer gestreiften Hose. Er hat den Telefonhörer in die Hand genommen und hat mich dabei angesprochen: «Die Angestellten des Bestattungsinstituts sind eben gekommen. Ich werde sie herbitten, damit sie den Sarg schließen. Wollen Sie Ihre Mutter vorher ein letztes Mal sehen?» Ich habe nein gesagt. Er hat mit leiserer Stimme ins Telefon befohlen: «Figeac, sagen Sie den Männern, sie können hingehen.»

Danach hat er mir gesagt, dass er an der Beerdigung teilnehmen würde, und ich habe ihm gedankt. Er hat sich hinter seinen Schreibtisch gesetzt, hat seine kurzen Beine übereinandergeschlagen. Er hat mich davon unterrichtet, dass ich und er allein sein würden, mit der diensthabenden Krankenpflegerin. Im Prinzip dürften die Heimbewohner nicht an den Beerdigungen teilnehmen. Er ließe sie nur die Totenwache halten. «Es ist eine Frage der Menschlichkeit», hat er angemerkt. Aber im vorliegenden Fall hätte er einem alten Freund von Mama die Erlaubnis erteilt, im Trauerzug mitzugehen: «Thomas Pérez.» Hier

hat der Heimleiter gelächelt. Er hat gesagt: «Sie müssen wissen, es ist ein etwas kindisches Gefühl. Aber er und Ihre Mutter waren fast unzertrennlich. Im Heim hat man sie geneckt, man sagte zu Pérez: «Das ist Ihre Braut.» Er lachte. Das machte ihnen Spaß. Und tatsächlich ist ihm Madame Meursaults Tod sehr nahegegangen. Ich dachte, ich dürfte ihm die Erlaubnis nicht verwehren. Aber auf Anraten des Hausarztes habe ich ihm die gestrige Totenwache verboten.»

Wir haben ziemlich lange geschwiegen. Der Heimleiter ist aufgestanden und hat aus dem Bürofenster gesehen. Irgendwann hat er festgestellt: «Da ist schon der Pfarrer von Marengo. Er ist zu früh da.» Er hat mich darauf hingewiesen, dass man zu Fuß mindestens eine Dreiviertelstunde bis zur Kirche brauchte, die im Dorf selbst wäre. Wir sind hinuntergegangen. Vor dem Gebäude waren der Pfarrer und zwei Chorknaben. Der eine hielt ein Weihrauchfass, und der Pfarrer bückte sich zu ihm hinunter, um die Länge der silbernen Kette zu regulieren. Als wir gekommen sind, hat der Priester sich wieder aufgerichtet. Er hat mich «mein Sohn» genannt und mir ein paar Worte gesagt. Er ist hineingegangen; ich bin ihm gefolgt.

Ich habe sofort gesehen, dass die Schrauben am Sarg festgezogen waren und dass vier schwarze Männer in dem Raum waren. Ich habe den Heimleiter zu mir sagen hören, dass der Wagen auf der Straße wartete, und gleichzeitig den Priester seine Gebete beginnen hören. Von diesem Moment an ist alles sehr schnell gegangen. Die Männer haben sich dem Sarg mit einem Tuch genähert. Der Priester, sein Gefolge, der Heimleiter und ich sind hinausgegangen. Vor der Tür stand eine Dame, die ich nicht kannte. «Monsieur Meursault», hat der Leiter gesagt. Ich habe den Namen dieser Dame nicht verstanden und habe nur begriffen, dass sie die diensthabende Krankenpflegerin war.

Sie hat ohne ein Lächeln ihr knochiges, langes Gesicht geneigt. Dann sind wir beiseitegetreten, um die Leiche vorbeizulassen. Wir sind den Trägern gefolgt und haben das Heim verlassen. Vor dem Tor stand der Wagen. Lackiert, länglich, glänzend, erinnerte er an einen Federkasten. Daneben standen der Ordner, ein kleiner Mann in lächerlicher Kleidung, und ein unbeholfen wirkender Alter. Ich habe gleich gewusst, dass es Monsieur Pérez war. Er trug einen weichen Filzhut mit runder Kappe und breiter Krempe (er hat ihn abgenommen, als der Sarg durch das Tor gekommen ist), einen Anzug, dessen Hose sich in Ziehharmonikafalten auf den Schuhen staute, und eine Fliege aus schwarzem Stoff, die für sein Hemd mit großem weißem Kragen zu klein war. Seine Lippen bebten unter einer mit Mitessern gespickten Nase. Sein ziemlich feines weißes Haar ließ merkwürdige, ausgefranste Schlappohren frei, deren blutrote Farbe in diesem fahlen Gesicht mich überraschte. Der Ordner wies uns unsere Plätze zu. Der Pfarrer ging vornweg, dann kam der Wagen. Um ihn herum die vier Männer. Dahinter der Heimleiter, ich und, den Zug beschließend, die diensthabende Pflegerin und Monsieur Pérez.

17

Der Himmel war schon voll Sonne. Sie begann auf die Erde zu drücken, und die Hitze nahm schnell zu. Ich weiß nicht, warum wir ziemlich lange gewartet haben, bevor wir uns in Bewegung setzten. Mir war heiß in meiner dunklen Kleidung. Der kleine Alte, der seinen Hut wieder aufgesetzt hatte, nahm ihn wieder ab. Ich hatte mich ein wenig zu ihm umgewandt und sah ihn an, als der Heimleiter von ihm gesprochen hat. Er hat mir gesagt, dass meine Mutter und Monsieur Pérez abends oft von einer Pflegerin begleitet bis zum Dorf spazierten. Ich sah die Landschaft um mich her an. Bei den Zypressenreihen, die zu den Hügeln am Himmel führten, diesem rotbraunen und

grünen Land, diesen vereinzelt, klar gezeichneten Häusern verstand ich Mama. Der Abend musste in dieser Gegend wie eine melancholische Atempause sein. Heute machte die übermäßige Sonne, unter der die Landschaft erzitterte, sie unmenschlich und deprimierend.

18 Wir haben uns in Bewegung gesetzt. In dem Moment habe ich bemerkt, dass Pérez leicht hinkte. Der Wagen gewann allmählich an Fahrt, und der alte Mann verlor an Boden. Einer der Männer, die neben dem Wagen gingen, hatte sich auch überholen lassen und ging jetzt auf meiner Höhe. Ich war überrascht von der Schnelligkeit, mit der die Sonne am Himmel stieg. Ich habe gemerkt, dass das Land schon lange vom Zirpen der Insekten und vom Knistern von Gras summt. Schweiß lief mir über die Wangen. Weil ich keinen Hut hatte, fächelte ich mir mit meinem Taschentuch Luft zu. Der Angestellte des Bestattungsinstituts hat daraufhin etwas zu mir gesagt, was ich nicht verstand. Gleichzeitig wischte er sich den Schädel mit einem Taschentuch ab, das er in der linken Hand hielt, während die rechte den Rand seiner Mütze anhob. Ich habe zu ihm gesagt: «Wie bitte?» Er hat auf den Himmel deutend wiederholt: «Die knallt ganz schön.» Ich habe «ja» gesagt. Kurz darauf hat er mich gefragt: «Ist das Ihre Mutter dadrin?» Ich habe noch einmal «ja» gesagt. «War sie alt?» Ich antwortete: «Ziemlich», weil ich die genaue Zahl nicht wusste. Danach hat er geschwiegen. Ich habe mich umgedreht und habe den alten Pérez ungefähr fünfzig Meter hinter uns gesehen. Er beeilte sich, wobei er seinen Filzhut in der Hand hin- und herschwenkte. Ich habe auch den Heimleiter angesehen. Er marschierte mit großer Würde ohne eine unnötige Bewegung. Ein paar Schweißperlen standen auf seiner Stirn, aber er wischte sie nicht ab.

Es schien mir, als bewegte sich der Trauerzug etwas schneller fort. Um mich herum war immer noch dieselbe leuchtende, von Sonne gesättigte Landschaft. Die Helligkeit des Himmels war unerträglich. Irgendwann sind wir über ein Stück Straße gekommen, das kurz zuvor ausgebessert worden war. Die Sonne hatte den Teer aufplatzen lassen. Die Füße versanken darin und legten sein glänzendes Fleisch frei. Oberhalb des Wagens schien der Lederhut des Kutschers aus diesem schwarzen Schlamm geformt zu sein. Ich war ein bisschen verloren zwischen dem blauweißen Himmel und der Monotonie dieser Farben, dem klebrigen Schwarz des aufgerissenen Teers, dem matten Schwarz der Kleider, dem Lackschwarz des Wagens. All das, die Sonne, der Geruch des Wagens nach Leder und Pferdemist, der nach Lack und nach Weihrauch, die Müdigkeit nach einer schlaflosen Nacht, trübte meinen Blick und meine Gedanken. Ich habe mich noch einmal umgedreht: Pérez schien mir sehr weit weg, in einem Schwall Hitze versunken, dann habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich habe nach ihm Ausschau gehalten und habe bemerkt, dass er die Straße verlassen hatte und querfeldein ging. Ich habe auch festgestellt, dass vor mir die Straße einen Bogen machte. Mir wurde klar, dass Pérez, der die Gegend kannte, den kürzesten Weg nahm, um uns einzuholen. In der Kurve war er wieder bei uns. Dann haben wir ihn verloren. Er ist wieder querfeldein gelaufen und so mehrmals. Ich fühlte, wie mir das Blut in den Schläfen pochte.

Danach ist alles so überstürzt, vorschriftsmäßig und natürlich abgelaufen, dass ich mich an nichts mehr erinnere. Nur an eines: Am Dorfeingang hat die diensthabende Pflegerin mit mir gesprochen. Sie hatte eine eigenartige Stimme, die nicht zu ihrem Gesicht passte, eine klangvolle, tremolierende Stimme.

Sie hat zu mir gesagt: «Wenn man langsam geht, riskiert man einen Sonnenstich. Aber wenn man zu schnell geht, ist man verschwitzt und holt sich in der Kirche eine Erkältung.» Sie hatte recht. Es war ausweglos. Ich habe noch einige Bilder von diesem Tag behalten: zum Beispiel Pérez' Gesicht, als er uns zum letzten Mal in der Nähe des Dorfes eingeholt hat. Dicke Tränen der Entkräftung und des Kummers rannen über seine Wangen. Aber wegen der Falten liefen sie nicht ab. Sie breiteten sich aus, flossen wieder zusammen und bildeten einen Wasserfirnis auf diesem zerstörten Gesicht. Dann waren da noch die Kirche und die Dorfbewohner auf den Bürgersteigen, die roten Geranien auf den Friedhofsgräbern, Pérez' Ohnmacht (als wäre er ein verrenkter Hampelmann), die blutrote Erde, die auf Mamas Sarg polterte, das weiße Fleisch der Wurzeln, die sich daruntermischten, wieder Leute, Stimmen, das Dorf, das Warten vor einem Café, das unaufhörliche Dröhnen des Motors und meine Freude, als der Bus in das Lichternest von Algier eingefahren ist und ich gedacht habe, dass ich gleich ins Bett gehen und zwölf Stunden schlafen würde.

II

Als ich aufwachte, ist mir klar geworden, warum mein Chef verstimmt aussah, als ich ihn um zwei Tage Urlaub gebeten habe: Heute ist Sonnabend. Ich hatte es sozusagen vergessen, aber beim Aufstehen ist es mir eingefallen. Mein Chef hat natürlich gedacht, dass ich so mit meinem Sonntag vier Tage Urlaub hätte, und das konnte ihn nicht freuen. Aber einerseits ist es nicht meine Schuld, dass man Mama gestern und nicht heute beerdigt hat, und andererseits hätte ich auf alle Fälle meinen Sonnabend und meinen Sonntag gehabt. Selbstverständlich kann ich meinen Chef deswegen trotzdem verstehen.

21

Das Aufstehen ist mir schwergefallen, weil ich vom gestrigen Tag müde war. Beim Rasieren habe ich mich gefragt, was ich tun sollte, und habe beschlossen, baden zu gehen. Ich habe die Straßenbahn genommen, um zur Badeanstalt am Hafen zu fahren. Dort habe ich mich ins Getümmel gestürzt. Es waren viele junge Leute da. Im Wasser habe ich Marie Cardona wiedergetroffen, eine frühere Sekretärin aus meinem Büro, auf die ich damals scharf war. Sie auch auf mich, glaube ich. Aber sie ist wenig später ausgeschieden, und wir haben keine Gelegenheit gehabt. Ich habe ihr geholfen, auf eine Boje zu steigen, und bei dieser Bewegung habe ich ihre Brüste gestreift. Ich war noch im Wasser, als sie schon bäuchlings auf der Boje lag. Sie hat sich zu mir umgedreht. Das Haar hing ihr in die Augen, und sie lachte. Ich habe mich neben sie auf die Boje gehievt. Es tat gut, und ich habe wie zum Spaß den Kopf nach hinten sinken lassen und auf ihren Bauch gelegt. Sie hat nichts

gesagt, und ich bin so liegen geblieben. Ich hatte den ganzen Himmel in den Augen, und er war blaugolden. Unter meinem Nacken fühlte ich Maries Bauch leise pochen. Wir sind lange auf der Boje geblieben, halb eingeschlafen. Als die Sonne zu stark wurde, ist sie ins Wasser gesprungen und ich hinterher. Ich habe sie eingeholt, habe die Hand um ihre Taille gelegt, und wir sind zusammen geschwommen. Sie lachte immerzu. Auf dem Kai hat sie, während wir uns abtrockneten, zu mir gesagt: «Ich bin brauner als Sie.» Ich habe gefragt, ob sie abends mit ins Kino kommen wollte. Sie hat wieder gelacht und gesagt, sie hätte Lust, einen Film mit Fernandel zu sehen. Als wir uns anzogen, hat sie sehr überrascht gewirkt, mich mit einem schwarzen Schlips zu sehen, und hat gefragt, ob ich in Trauer wäre. Ich habe ihr gesagt, dass Mama tot wäre. Da sie wissen wollte, seit wann, habe ich geantwortet: «Seit gestern.» Sie ist ein bisschen zusammengezuckt, hat aber keine Bemerkung dazu gemacht. Ich hätte ihr am liebsten gesagt, dass es nicht meine Schuld wäre, habe aber an mich gehalten, weil ich dachte, dass ich es schon zu meinem Chef gesagt hatte. Das bedeutete nichts. Man ist sowieso immer ein bisschen schuldig.

Am Abend hatte Marie alles vergessen. Der Film war dann und wann komisch und dann wieder wirklich zu dumm. Sie hatte ihr Bein an meinem. Ich streichelte ihre Brüste. Gegen Ende der Vorstellung habe ich sie geküsst, aber schlecht. Nach dem Kino ist sie mit zu mir gekommen.

Als ich aufgewacht bin, war Marie weg. Sie hatte mir erklärt, sie müsste zu ihrer Tante. Ich habe gedacht, dass Sonntag war, und das hat mich angeödet: Ich mag den Sonntag nicht. Also habe ich mich im Bett umgedreht, habe im Kopfpolster den Salzgeruch gesucht, den Maries Haar darin hinterlassen hatte, und habe bis zehn Uhr geschlafen. Ich habe dann Zigaretten

geraucht, immer noch im Bett, bis mittags. Ich wollte nicht bei Céleste essen wie sonst, weil sie mir bestimmt Fragen gestellt hätten, und das mag ich nicht. Ich habe mir Spiegeleier gemacht und sie direkt aus der Pfanne gegessen, ohne Brot, weil ich keins mehr hatte und nicht hinuntergehen wollte, um welches zu kaufen.

Nach dem Essen habe ich mich ein bisschen gelangweilt und bin in der Wohnung herumgewandert. Sie war bequem, als Mama da war. Jetzt ist sie zu groß für mich, und ich habe den Esszimmertisch in mein Zimmer räumen müssen. Ich wohne nur noch in diesem Zimmer, zwischen den etwas durchgeessenen Strohstühlen, dem Schrank, dessen Spiegel gelb verfärbt ist, dem Toilettentisch und dem Messingbett. Das Übrige ist verwahrlost. Etwas später habe ich, um irgendetwas zu tun, eine alte Zeitung genommen und habe sie gelesen. Ich habe eine Werbung für Kruschen-Salz ausgeschnitten und sie in ein altes Heft eingeklebt, in dem ich die Sachen sammle, die mich in der Zeitung amüsieren. Ich habe mir auch die Hände gewaschen, und schließlich bin ich auf den Balkon getreten.

Mein Zimmer geht auf die Hauptstraße der Vorstadt hinaus. Der Nachmittag war schön. Doch das Pflaster war glitschig, vereinzelt Leute und noch in Eile. Zuerst Familien, die einen Spaziergang machten, zwei kleine Jungen im Matrosenanzug, mit Hosen bis unter das Knie, etwas von ihrer steifen Kleidung eingengt, und ein kleines Mädchen mit einer großen rosa Schleife und schwarzen Lackschuhen. Hinter ihnen eine ungeheuer dicke Mutter in braunem Seidenkleid und der Vater, ein ziemlich schwächlicher kleiner Mann, den ich vom Sehen kenne. Er trug einen flachen Strohhut und einen Querbinder und hatte in der Hand einen Spazierstock. Und als ich ihn mit seiner Frau sah, habe ich begriffen, warum man im Viertel von ihm sagte,

er wäre vornehm. Etwas später kamen die jungen Männer der Vorstadt vorbei – pomadisieretes Haar und roter Schlips, eng taillierter Sakko mit einem bestickten Ziertüchlein und Schuhe mit eckigen Kappen. Ich habe gedacht, dass sie in die Kinos im Zentrum gingen. Deshalb machten sie sich so früh auf den Weg und eilten unter lautem Lachen zur Straßenbahn.

24 Nach ihnen wurde die Straße allmählich leer. Die Vorstellungen hatten überall angefangen, glaube ich. Auf der Straße waren nur noch Ladenbesitzer und Katzen. Der Himmel war klar, aber glanzlos über den Feigenbäumen, die die Straße säumen. Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig hat der Tabakhändler einen Stuhl herausgeholt, hat ihn vor seine Tür gestellt und sich, die Arme auf die Lehne stützend, rittlings daraufgesetzt. Die vorhin überfüllten Straßenbahnen waren fast leer. In dem kleinen Café «Chez Pierrot», neben dem Tabakhändler, kehrte der Kellner in dem ausgestorbenen Lokal Sägemehl zusammen. Es war wirklich Sonntag.

Ich habe meinen Stuhl umgedreht und so gestellt wie den des Tabakhändlers, weil ich fand, dass es bequemer war. Ich habe zwei Zigaretten geraucht, bin hineingegangen, um ein Stück Schokolade zu holen, und habe es, wieder am Fenster, gegessen. Kurz darauf hat sich der Himmel verdunkelt, und ich habe geglaubt, wir würden ein Sommergewitter bekommen. Es hat sich jedoch nach und nach wieder aufgeklärt. Aber das Vorüberziehen der Wolken hatte auf der Straße etwas wie eine Ankündigung von Regen hinterlassen, die sie dunkler gemacht hat. Ich habe lange den Himmel betrachtet.

Um fünf Uhr sind Straßenbahnen angerattert gekommen. Sie brachten aus dem Vorortstadion Trauben von Zuschauern zurück, die auf den Trittbrettern und an den Haltegriffen hingen. Die folgenden Straßenbahnen haben die Spieler zurück-

gebracht, die ich an ihren Kofferchen erkannte. Sie grölten und sangen aus vollem Hals, dass ihr Verein nie untergehen würde. Mehrere haben mir zugewinkt. Einer hat mir sogar zugerufen: «Wir haben sie fertiggemacht.» Und ich habe bejahend mit dem Kopf genickt. Von diesem Moment an hat ein Zustrom von Autos eingesetzt.

Der Tag hat sich noch etwas verändert. Über den Dächern ist der Himmel rötlich geworden, und mit einbrechendem Abend haben sich die Straßen belebt. Die Spaziergänger kamen nach und nach zurück. Ich habe den vornehmen Herrn inmitten von anderen erkannt. Die Kinder weinten oder ließen sich ziehen. Fast gleich darauf hat sich aus den Kinos des Viertels ein Strom von Zuschauern auf die Straße ergossen. Die jungen Männer unter ihnen hatten entschiedenere Gesten als sonst, und ich habe gedacht, dass sie einen Abenteuerfilm gesehen hatten. Die Besucher der Kinos in der Stadt kamen etwas später an. Sie wirkten ernster. Sie lachten noch, aber hin und wieder schienen sie müde und versonnen. Sie sind auf der Straße geblieben und auf dem Bürgersteig gegenüber auf und ab gegangen. Die jungen Mädchen des Viertels, ohne Kopfbedeckung, hielten sich untergehakt. Die jungen Männer hatten es so eingerichtet, dass sie ihren Weg kreuzten, und riefen scherzhafte Bemerkungen, über die die Mädchen mit abgewandtem Kopf lachten. Mehrere von ihnen, die ich kannte, haben mir zugewinkt.

Die Straßenlampen sind dann plötzlich angegangen und haben die ersten Sterne, die in der Nacht aufstiegen, verblassen lassen. Ich habe gespürt, wie es meine Augen ermüdete, so die Bürgersteige mit ihrer Fracht von Menschen und von Lichtern anzusehen. Die Lampen ließen das feuchte Pflaster schimmern, und die Straßenbahnen warfen in regelmäßigen Abständen deren Widerschein auf glänzendes Haar, auf ein Lächeln oder

ein silbernes Armband. Wenig später, als die Straßenbahnen seltener wurden und die Nacht über den Bäumen und Lampen schon schwarz war, hat sich das Viertel unmerklich geleert, bis die erste Katze langsam die wieder ausgestorbene Straße überquerte. Da habe ich gedacht, dass ich zu Abend essen müsste. Der Hals tat mir ein bisschen davon weh, dass ich so lange auf die Lehne meines Stuhls gestützt dagesessen hatte. Ich bin Brot und Nudeln einkaufen gegangen, habe gekocht und im Stehen gegessen. Ich wollte eine Zigarette am Fenster rauchen, aber die Luft hatte sich abgekühlt, und ich habe ein bisschen gefroren. Ich habe meine Fenster zugemacht und beim Umdrehen im Spiegel ein Stück Tisch gesehen, auf dem meine Spirituslampe neben Brotresten stand. Ich habe gedacht, dass immerhin ein Sonntag herum war, dass Mama jetzt beerdigt war, dass ich wieder zur Arbeit gehen würde und dass sich eigentlich nichts geändert hatte.